



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 12

Sonnabend, den 13. Brachet 1931.

Nr. 12

Das Stadtbild Kösslins im Wandel der Zeiten.

Von Stadtbaurat E. Sardemann.

(Fortschung.)

In den drei älteren Vorstädten entwickelte sich schon früh eine geschlossene Bebauung, die stellenweise, z. B. in der Bubliker Straße, zum großen Teil aus Scheunen bestand, die in der Altstadt keinen Platz mehr finden konnten und auch wegen der Feuergefahr nicht errichtet werden durften. Diese Bebauung beschränkte sich keineswegs nur auf die Ausfallstraßen. Die Friedrich-Wilhelmsstadt jenseits des Friedrich-Wilhelmsplatzes erhielt dagegen einen ganz anderen Charakter. Hier entstand eine mehr ländlich-häusliche Bebauung entlang der neuen Straße nach Rogow, deren schöne dreireihige Kastanienallee uns heute noch erfreut, soweit wir nicht gerade unter ihrem Schatten zu wohnen gezwungen sind, und als Naturdenkmal staatlichen Schutz genießt und entlang der neuen Danziger Chaussee. Ein charakteristisches Denkmal aus jener Zeit ist das Heinsiusche Haus kurz vor der Gabelung der beiden Straßen, 1827 als einstöckiges Gebäude errichtet und später als Fachwerkhäuschen aufgestockt.

Inzwischen ist Köslin bei der Neuordnung des preußischen Staates nach den Befreiungskriegen Sitz einer Regierung geworden. Die räumliche Erweiterung der Stadt nahm ein schnelleres Tempo an, beschränkt sich aber immer noch auf die vier Vorstädte einschließlich des Gartenviertels zwischen Grünstraße und Duebke. Neben der Neuanlage von Straßen und Plätzen — zu dem Marktplatz, dem Holzmarkt vor dem Hohen Tor und dem Friedrich-Wilhelmsplatz trat nun noch der nach dem verdienstvollen Bürgermeister Braun genannte Braunsplatz an der Stelle des alten Röhrensteiches, des Sammel- und Filterbedens für die vom Gollen heruntergeholt Wasserleitung — ließ sich die Stadtverwaltung die Schaffung von Promenaden angelegen sein, wie sich das für eine Regierungshauptstadt geziemte. Hierfür eigneten sich die beiden Wälle im Osten und Süden der Altstadt ausgezeichnet. Sie wurden auf Anregung des damaligen Regierungspräsidenten Fritsche (Denkmal am Kleinen Wall) vom Jahre 1836 an zu Anlagen umgestaltet, nachdem man zuvor die Stadtmauer von der Bergstraße bis zur Schmöckwitzer Straße befestigt hatte. Was diese Anlagen heute für unser Stadtbild bedeuten, brauche ich nicht besonders hervorzuheben.

So entwickelte sich jahrzehntelang das Stadtbild ruhig und stetig. Manches Alte musste Neuem weichen. Eisenbahn 1859. Der sich verändernde Geschmack prägte sich auch im einzelnen im Stadtbild aus, nicht immer zu dessen Vorteil. Als Beispiel für diese Entwicklung mag uns der Marktplatz dienen, von dem wir eine ganze Reihe von Bildern aus den verschiedenen Jahrzehnten haben.

Solange sich die fortschreitende Bebauung an die Hauptausfallstraßen halten konnte, etwa bis zum Jahre 1870, blieb sie auch weiterhin durchaus erträglich. Die aus der neueren Zeit stam-

menden Häuser an der Neutorstraße und in der Sohofer- (Holzmarkt) und Friedrich-Wilhelms-Vorstadt zeigten bei aller Rücksichtnahme eine gewisse Würde und Haltung. Dass diese Gebäude, der damaligen Geschmacksrichtung entsprechend, ein flaches Dach haben, ist für die Beurteilung ihres künstlerischen Wertes ebenso wenig ausschlaggebend, wie es die Frage Flachdach oder Steildach in dem heutigen Streit um die neue Baukunst sein sollte.

Wenn wir demnach versuchen, uns aus dem heutigen Stadtbild von Köslin das Köslin von etwa 1880, also von vor 50 Jahren, herauszuschälen, so kommen wir zu einem durchaus erfreulichen Gesamteindruck. Dann aber ist es in Köslin gegangen wie überall: Die neue Zeit, erwachsend aus der gewaltigen Entwicklung der Technik und dem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung, stellte neue Aufgaben, verlangte neue Formen. Aber das Tempo der Entwicklung — gestern Postkutsche, heute Schnellzug — gönnte den Menschen nicht die Ruhe, die zum Durchdenken der neuen Aufgaben, insbesondere auf städtebaulichem Gebiete, notwendig war. Dazu kam, dass die damals herrschende materialistisch-individualistische Lebensausfassung viele Probleme, die uns heute schwer belasten, gar nicht vorhanden waren. Kurz und gut, an Stelle der früheren Ordnung und gebundenen Freiheit trat Planlosigkeit und Willkür.

Diese Zeit, es waren in der Haupthälfte die Jahre von 1890 bis 1910, hat auch das Stadtbild von Köslin verdorben und Fehler begangen, die heute, nach einem verlorenen Kriege nicht wieder gutgemacht werden können. Es wäre ungerecht und zwecklos, einzelnen Persönlichkeiten hieraus einen Vorwurf machen zu wollen: es sind Fehler, die überall begangen worden sind und denen, soweit es sich um den Aufbau im einzelnen handelt, dank der auf diesem Gebiet übertrieben liberalen Gesetzgebung, durch polizeilichen Zwang überhaupt nicht beizukommen war. Man begnügte sich im allgemeinen mit dem Nachweis der erforderlichen Stand- und Feuersicherheit und der Freihaltung von gewissen Mindestflächen; im übrigen konnte jeder sein Grundstück bebauen, wie es ihm behagte und wie die festgesetzten Fluchten es erlaubten. Diese Fluchten waren aber in einer Zeit, die den Städtebau als Problem, wenigstens für eine Kleinstadt wie Köslin, überhaupt nicht kannte, ohne Rücksicht auf Gelände und sonstige reale Unterlagen lediglich als Funktion von Reißbrett und Schiene entstanden und glänzten überall da durch Abwesenheit, wo es schwierig wurde und wo sie besonders nötig gewesen wären.

Dazu kam, dass ein Bauzonensplan, der die Bebauung nach der Höhe oder Stockwerkszahl regelte, ebenso wenig vorhanden war, wie ein Plan, der die einzelnen Straßen oder Baublöcke der geschlossenen oder offenen Bauweise zuwies. An eine plannmäßige

Trennung von Industrie- und Wohnvierteln war natürlich nicht zu denken. Wenn man dann noch weiß, dass die gesamte private Bautätigkeit unter Ausschaltung des Architekten in der Hand von Unternehmern lag, für die sich der Begriff der Baukunst, soweit er über das rein konstruktive hinausging, mit der gebankten Übertragung fremder Schmuckformen aus Vorlagewerken auf Neubauten über mehr oder weniger ungeschickten Grundrissen erschöpfte, so versteht man, dass vieles so werden musste, wie es heute ist. Man denkt an die Bebauung der Spalte zwischen Danzigerstraße und Rogzower Allee, an die Gruppierung Synagoge — Neuapostolische Kirche, an den vierstöckigen Kasten zwischen Kleinem Wall und Stadthaus, mit dem langen Fabrikflügel, der die Wallpromenade gegen den Mühlbach hin abriegelt, an die unmögliche Zusammenführung von Karkutsch- und Querbestraße, an den Bahnhofsvorplatz und seine Bebauung, an die verschobene Stellung des Seminars zum Braunsplatz, an die Gebäudebebauung Braunsplatz — Poststraße und Danzigerstraße — Neue Schützenstraße und vieles andere mehr.

Die Zeit nach dem Kriege bringt in mancher Beziehung erfreuliche Fortschritte. Ein Musterbeispiel für die neue Baugesinnung ist die einheitliche Bebauung der Bismarckstraße, von der Stadtverwaltung veranlasst und zum großen Teil selbst durchgeführt. In anderer Hinsicht aber haben diese Jahre, denen die Aufgabe gestellt war, den außerordentlichen Bedarf an Wohnungsneubauten zu befriedigen, den vor allem die Vermehrung der Bevölkerungsdichte durch Zuzug aus den verlorenen Gebieten verursacht hatte, den früheren Fehlern neue hinzugefügt. Der Heimstätten- und Siedlungsgedanke fand wie anderwärts auch in Köslin begeisterte Aufnahme. Aber wie überall, wo ein neues Problem schnelle Lösung verlangt, waren auch hier Fehler unvermeidlich, die heute der Gemeinde schwere Lasten auferlegen. Es ließ sich nicht ermöglichen, die Siedlungstätigkeit organisatorisch und räumlich zu konzentrieren. So kam es, dass an nicht weniger als acht verschiedenen Stellen größere und kleinere Siedlungen und Baugruppen entstanden, zum Teil in einer Entfernung von 1 bis 1,5 km vom Rande des geschlossenen Stadtgebietes, weil zufällig dort ein zusammenhängender städtischer Grundbesitz vorhanden war oder geschafft werden konnte. Wurde schon bei der Parzellierung und beim Straßenbau für diese Siedlungen das Maß des unbedingt Erforderlichen festgelegt, so verschlang der Bau der Versorgungsleitungen beträchtliche Summen, die hätten erspart werden können, wenn Zeit gewesen wäre, durch vorausschauende Planung und Grundstückspolitik das Siedlungswesen entsprechend zu leiten. Es ist leicht diese Fehler nachträglich zu kritisieren, aber es gibt immerhin zu denken, dass die Verbindungen zwischen den äußersten Punkten der Bebauung

von Nikolaus-Platz vor dem Holzmarktor und

Danzigerstrasse

ein Gebiet umschreiben, in dem nach Abzug der Industrie- und Freiflächen und der zurzeit fehlenden Wohnungen neben der vorhandenen Bevölkerung bei

offener zweigeschossiger Bebauung weitere 50 000 Einwohner Platz finden würden.
(Schluß folgt.)

Alte Kösliner Familien.

Von Hermann Sannemann.

(Schluß.)

In Haken's Geschichte finden wir die Lösung des Rätsels, warum ein Schriftsteller aus Pommern sein Werk in dem entfernten Lemgo in Lippe verlegt. Der Besitzer der angesehenen Meyerschen Buchhandlung in Lemgo war ein Kösliner Kind, Christian Friedrich Helwing, Sohn eines Bauers und Kaufmanns (geb. 1725). Seinen ersten Unterricht genoss er in Köslin bei den Rektoren Birkholz und Jäneke. Nachdem er in Halle seine Studien beendet hatte, kam er mit 25 Jahren als Rektor an das Gymnasium zu Lemgo. 1755 verheiratete er sich mit Margarete Elisabeth Meyer, deren Vater ein Jahr zuvor gestorben war. Helwings Schwiegermutter wollte die Sorge um Buchhandlung, Verlag und Druckerei auf ihres Schwiegersohnes Schultern legen. „Damit aber ihre Druckerey, und alle, welche darin künftig die Kunst erlernen möchten, auch nach ihrem Tode bei ihrer bisherigen Bünftigkeit erhalten würden, ließ sie ihn nach vorher eingeholtem Confess der Leipziger Druckereygesellschaft 1755 auf zwei Jahre zunftmäßig einschreiben und 1757 losprechen und ihm durch ein ordentliches Postulat die Druckereyrechte ertheilen.“ 1757 trat Helwing von seinem Lehramt zurück. Haken röhmt an seinem Verleger, „dass er in so weniger Zeit das große und kostbare Vorhaben, die beliebte Lemgoer Bibelausgabe, nach Art der Cansteinschen Bibelanstalten, mit stehendbleibenden Schriften durchaus gießen und abdrucken zu lassen, zum Stande gebracht, und mit deutschen Uebersetzungen der besten griechischen Schriftsteller seinem Verlage einen neuen Ruhm erworben.“ 1758 wurde Helwing zum Bürgermeister der Stadt Lemgo gewählt. Sechzehnzwanzig gelehrt Abhandlungen verzeichnet Haken namentlich von Helwing. Haken beschließt seinen acht Seiten langen Bericht über Helwings Leben mit den Worten: „Ich muss abbrechen, da es schwer fällt, hier keine Lobrede zu schreiben, welches bey dem Verhältnis, in welchem ich mit diesem Gelehrten in Ansehung des Verlages stehe, einer ungleichen Auslegung könnte unterworfen seyn.“

Ein bedeutender Jurist, der zu den höchsten Ehrenstellen gelangte, war Friedrich Bohle, Sohn des fürstlichen Hofschneiders Paul Bohle in Köslin. Er trat in schwedische Dienste, ging 1625 als Ge-

sandter auf den Reichstag zu Regensburg, 1630 in gleicher Eigenschaft nach Wien. 1648 stand er als Gouverneur von Pommern in Stettin. 1654 wurde Bohle schwedischer Kanzler. Verheiratet war er mit Elisabeth Starke aus Köslin. Gleichfalls Jurist war Walter Hövenier. Er wurde am Ende des 15. Jahrhunderts wiederholt zum Rektor der Universität Greifswald ernannt. Streitigkeiten mit den Professoren hatten zur Folge, daß im Jahre 1483 nur acht Studenten in Greifswald eingeschrieben waren!

Haken erzählt in seinem Werk auch die Lebensgeschichte verschiedener Adliger, die aus Köslin stammen. Anton von Schließen, Sohn des Bürgermeisters in Köslin, geboren 1576, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Er wurde Soldat, focht gegen Polen und Türken und geriet nicht weniger als dreimal in Kriegsgefangenschaft. „Sein hohes Alter zeigte noch die Maalzeichen von den acht und zwanzig pfündigen Füßen, die er tragen müssen; Brod und Wasser war ihm so sparsam zugemessen, daß er von den Almosen der türkischen Bettler mit leben mußte.“ Von Schließen erhielt durch seine Heirat große Besitzungen in Böhmen. Im Dreißigjährigen Kriege lehnte er es ab, gegen seine Glaubensgenossen zu kämpfen. Deshalb war er gezwungen, seine Besitzungen mit großem Verlust zu veräußern. Herzog Bogislaw XIV. von Pommern ernannte von Schließen zum General und Geheimen Rat. Als er 1634 in Privatangelegenheiten nach Prag reiste, wurde er festgenommen, da er im Verdacht stand, an der Ermordung Wallensteins beteiligt gewesen zu sein. „Er mußte binnen fünf oder sechs Stunden sechzehn mal auf die Inquisition antworten. So gut er sich auch rechtfertigte, ward ihm doch auf Kaiserlichen Befehl die Tortur zuerkannt; er erbot sich lieber freiwillig zum Tode, und endlich erkante man seine Unschuld.“ 1647 ernannte ihn die Königin zum Schloßhauptmann von Stettin. Er starb 1650.

Ein Mann, der auf seinen Reisen fast durch ganz Europa kam, ist Bogislaw von Heydebrek, geboren 1645 „auf dem Fürstlichen Hause zu Köslin“. Er hatte zuletzt die Stellung eines kurfürstlichen Kammerjunkers und Amtshauptmannes von Neustettin inne. Ein dritter Adliger, Siegfried von Lehnsfeld, fand ein schlimmes Ende. Er stammte

aus der bürgerlichen Familie Lehmann in Köslin (geb. 1664). Im kaiserlichen Heeresdienst änderte er seine Religion, wurde Hauptmann, und ein Gut, das er sich kaufte, machte ihn zum Herrn von Lehnsfeld. Als er 1701 in Wien den Auftrag hatte, den des Berrates beschuldigten Fürsten Franz von Rakoczy zu bewachen, ließ er ihn, durch Versprechungen auf große Geldsummen verleitet, aus dem Gefängnis entweichen. Von Lehnsfeld „ward das Opfer der Rache und den 24. Dec. 1701 auf öffentlichem Markt zu Wien enthauptet; sein Rumpf aber in vier Theile zerhauet, und an den gemeinen Landstrafen aufgehängt. Das für ihn bestimmt gewesene Blutgeld hat hernach sein Bruder, der Dragoner war, nach einigen Jahren aus Danzig gehoben und verschwungen.“

Zum Schluß unseres Aufsatzes wollen wir noch zweier Familien gedenken, die durch reiche Stiftungen aufs engste sich mit der Stadt Köslin verbunden haben, der Familien Lew und Schweder. Das Geschlecht der Lew läßt sich zurückverfolgen bis zum Jahre 1310, wo ein Herman de Lowe in Köslin als „magister civium“ erwähnt wird. Einer seiner Nachkommen war Andreas Lew, zuerst Bürgermeister in Köslin, später Kanzler des Herzogs Kasimir von Pommern († 1602). Von des Kanzlers Söhnen wählte einer, Andreas, den Soldatenberuf; er brachte es bis zum Oberstleutnant und Kommandanten von Genua; sein Bruder Hermann war Notarius in Neustettin († 1669). Des Kanzlers Enkel, Joachim, erhielt die Stelle eines Lehnpfleges und Oberpflegers der Grafschaft Franken († 1700). Der Sohn von Hermann Lew, Christian, war Bürgermeister in Köslin. Sein Sohn Gabriele hat als „Landrat, Condirector des Fürstenthums Cammin, Hofgerichts-Advocat und dirigirender Bürgermeister zu Köslin“ seinem Vaterlande sehr ersprießliche Dienste geleistet. Er hinterließ der Stadt ein Vermächtnis, von dem noch die Rede sein wird.

Die Familie Schweder stammt aus altem schottischem Adel. Angehörige der Kösliner Linie — es gab zu Haken's Zeiten in Pommern noch Linien in Schlawe und Kolberg — wirkten als Bürgermeister in ihrer Wahlheimat. Jakob Schweder (geb. 1618), Kurfürstlich Brandenburgischer Geheimer Rat und Bürgergerichtsdirektor in „Nauarten“, stiftete 1688 das Schwederische Fideikommiß. Das Grundkapital betrug über 9000 Reichstaler. Die Zinsen sollten jährlich Studierende aus der Verwandtschaft, die Kirchen zu Köslin, Kolberg und „Nauarten“, die Schulen und Armenhäuser in Köslin, Kolberg und Stolp erhalten. Die kostbare Bibliothek Jakob Schweders fiel an Köslin, wurde aber bei einem Rathausbrand leider völlig vernichtet. Michael von Schweder diente als Oberst im preußischen Heere

Tätigkeitsbericht

der Gesellschaft für Zeitungslunde und Buchdruck in Pommern vom 25. November 1930 bis zum 6. Juni 1931.

Nur über eine kurze Spanne Zeit ist heute Bericht zu erstatten. Seit der Herbstsitzung, zu der eingehend die Entwicklung der Gesellschaft schriftlich dargestellt worden war, liegt erst ein halbes Jahr wieder hinter uns.

Wenn auch im Wintersemester so manche Pläne noch nicht zur Durchführung gelangten und die Erreichung der Aufgaben der Gesellschaft nur langsam voran kam, so ist die Arbeit doch in Fluss geblieben.

Zwei Tage nach der Herbstsitzung, am 26. November 1930, fand in Berlin im Hause des Deutschen Buchdrucker-Vereins die erste einleitende Sitzung zur Herausgabe einer Geschichte des deutschen Buchdrucks statt, die von unserer Gesellschaft nach langen Vorverhandlungen veranlaßt worden war und an der unsere Vorstandsmitglieder Professor D. Dr. Martin Wehrmann, Stargard, Professor D. Dr. Luther, Greifswald, Erster Landesrat Dr. Schulze-Plohlus, Stettin, Dr. Ernst Crous, Berlin, D. Dr. Wehrmann, Stargard i. Pomm., Direktor Dr. Ruppel, Mainz, Dr. Dr. Vale, Pyritz, Dr. Rodenberg, Leipzig, Dr. Hufung, Berlin (Staatsbibliothek), Dr. Krüger.

Niederschrift der Sitzung vom 26. November 1930 in Berlin.

Am 26. November 1930, vormittags 11 Uhr, fand im Hause des Deutschen Buchdrucker-Vereins Berlin eine Besprechung statt über ein für das Jahr 1940, in welchem die Halbjahrtausendfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst gefeiert wird, herauszugebendes umfassendes Werk einer „Geschichte der Buchdruckerkunst“. An der Besprechung nahmen teil: die Herren Rudolf Ullstein, Sternheim, Generaldirektor Dr. Woeld, Professor D. Dr. Luther, Greifswald, Erster Landesrat Dr. Schulze-Plohlus, Stettin, Dr. Ernst Crous, Berlin, D. Dr. Wehrmann, Stargard i. Pomm., Direktor Dr. Ruppel, Mainz, Dr. Dr. Vale, Pyritz, Dr. Rodenberg, Leipzig, Dr. Hufung, Berlin (Staatsbibliothek), Dr. Krüger.

Die Gutenberg-Gesellschaft hat die Absicht der Herausgabe einer „Geschichte der Buchdrucker-Kunst“ schon im Jahre 1925 gesetzt und in ihrer Festschrift festgelegt. Ganz unabhängig von den Bestrebungen der Gutenberg-Gesellschaft hat Herr Dr. Vale, Pyritz, in den letzten Wochen und Monaten diesen Gedanken eifrig verfolgt und mit den ihm nahestehenden Herren, insbesondere vom Institut für Zeitungslunde und Buchdruck in Pommern weiter erörtert. Auf Anregung von Dr. Vale ist dann auch am 26. November die Sitzung einberufen worden.

Die Beratungen fanden unter dem Vorsitz von Herrn Sternheim statt. Zunächst hielt Dr. Vale einen kurzen einführenden Vortrag. Er wies auf

die Bedeutung des Jahres 1940 für die Buchdruckerkunst der gesamten Welt hin, gab einen Rückblick auf die früheren Gutenberg-Jubiläen und betonte, daß eine Geschichte der Buchdruckerkunst leider noch immer nicht vorhanden sei. Man könne die Halbjahrtausendfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht besser feiern als durch die Herausgabe eines großen umfassenden Werkes der Geschichte des Buchdrucks.

Es wurde dann die Vorfrage gestellt, ob man überhaupt ein solches Werk herausgeben könnte. Alle Teilnehmer an der Sitzung waren sich einig darüber, daß ein solches Werk herausgebracht werden müßte.

Der nächste schwierigste Punkt, den es zu erledigen galt, war die Frage, ob eine internationale Geschichte der Buchdruckerkunst herausgebracht werden sollte oder nur eine Geschichte des deutschen Buchdrucks.

Direktor Dr. Ruppel von der Gutenberg-Gesellschaft trat für eine internationale Geschichte der Buchdruckerkunst ein.

Rudolf Ullstein wies auf die Schwierigkeiten hin, die sich einer objektiven Darstellung einer internationalen Geschichte der Buchdruckerkunst entgegenstellen könnten. Er wies vor allem hin auf die alte Streitfrage, ob Gutenberg oder Caster der Erfinder der Buchdruckerkunst sei.

Auch Professor Luther und Dr. Schulze legten sich zunächst dafür ein, daß man doch nur eine Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst herausgeben solle.

(† 1729). Er ließ sich den Adel seiner Familie von Kaiser Josef bestätigen. Aus hinterlassenen Kapitälern Michael von Schweders wurde 1735–37 auf dem Stadthof in Köslin das Schwerische Stift errichtet, das „vier Jungfern und Witwen aus der Familie ein bequemes Wohnhaus“ bieten sollte. Zu ihrem Unterhalte widmete der Stifter die Einkünfte aus seinen Ländereien. Als man noch am Stiftshause baute, bestimmten 1736 Landrat Gabriel Lew und seine Frau Elisabeth Katharina von Schweder, daß die Zinsen von 3333 Talern dazu verwendet würden, noch vier Personen aus der Lewschen oder Schwederschen Familie in dem Stift Unterkunft zu gewähren. Da es unmöglich war, genügend Raum zu schaffen, wurde „die Sache dahin geändert, daß diese Lewsche Präbendatinnen nach ihrer

Bequemlichkeit in oder außerhalb Köslin wohnen können“.

Wir müssen haken beipflichten, der am Schlusse der Abteilung „Von gelehrt und sonst merkwürdigen Cöllnern“ schreibt: „Wenn wir nun dies Verzeichnis zusammen nehmen, so finden wir, daß Cöllin dem Vaterlande so wol als auswärtigen Staaten, in aller Ständen, Personen vom ersten Range und recht brauchbare Diener des gemeinen Wesens geliefert. Hier sind erfahrene Kriegsoffizier, verständige Canzler, getreue Räthe, gelehrte Professoren und Lehrer auf hohen und niederen Schulen, berühmte Doctores der höhern Wissenschaften, Generalsuperintendenten und Präpositi, welche der Kirche Gottes im Seegen gedient, und so viel andere entsprossen, deren Andenken noch immer verdienet gepriesen zu werden.“

rend er seine Pfeife ausklopfte und wieder mit Tabak füllte.

„Ja, ich schreibe mir auf, wie der Weg nach Braunschweig geht!“ sagte Hans, indem er in schöner Schulschrift den ersten Ortsnamen aufführte.

„Recht, mein Jungel Mutter hat mir schon erzählt, daß du fleißig und ordentlich bist. Nachher in Hannover müssen wir in einen anderen Zug umsteigen und dann kaufe ich dir eine große Tafel Schokolade.“ So sprach der Onkel, der sich über seinen Schübling freute.

Jedesmal, wenn der Zug nach kurzem Halt weiterfuhr, fühlte Hans bitterlicher das Heimweh nach der Heidehütte der Eltern, nach den brummelnden Immenköpfen und der Schafherde mit dem schottischen Schäferhund. Als der Zug gar in die Stadt Hannover einfuhr, mußte er weinen. Immer schwerer dünkte es ihn, den Weg zur Lüneburger Heide zurückzufinden. Und es war ein schöner Sommertag, die Sonne schien so hell und warm, Hans kam sich vor wie ein Vogel im Käfig. Auf dem großen Stadtbahnhof verlor er seine Schokolade, die er in die Tasche steckte. Von Hannover bis Braunschweig schrieb er sich wieder jeden Bahnhof auf, er mußte dabei bald nach links, bald nach rechts zum Fenster hinaussehen, wenn der Zug hielt. Es wurde schon dunkel, als die beiden Reisenden glücklich ihr Ziel erreichten.

Die Tante war noch freundlicher und liebevoller als der Onkel. Doch was tat das, Hans blieb im Schmerz und Heimweh. In weiter, weiter Ferne lag sein Heidendorf. Aber weil er von der Reise müde war, schlief er bald fest und tief im weichen Federbett. Mit dem Wunsche, bald wieder auf seinem knisternden Strohbett zu Hause liegen zu dürfen, war er eingeschlafen, mit gefalteten Händen.

Um andern Morgen, als der Onkel in der Werkstatt und die Tante beim Krämer war, nahm Hans Heidebur sein Blöndel, stieß das Frühstücksbrot in die Tasche und eilte auf die Straße. Es war gar nicht so leicht, die Eisenbahnstrecke nach Hannover zu finden. Wie oft mußte er fragen!

Erst als er an der Bahn war und die Schienestränge in der Sonne funkelten und blitzen sah, wurde er froh und zuversichtlicher. Man hatte ihm den rechten Weg nach Hannover gewiesen.

Hans Heidebur, du warst ein tapferer Knabe! Gewiß war es ein Unrecht, daß du deinen Pflegeeltern davongelaufen bist. Aber du blütest und wuchtest mit allen Wurzeln in deiner Heideeinsamkeit. Eine Heideblume gedeiht nur in der ärmlichen Heide, auf Sand und Moor, und läßt sich nicht pflanzen.

Hans wanderte heimzu, immer am Bahndamm entlang, bald auf weiten Straßen, bald auf schmalen Wegen. In den Hecken zwitscherten die Vögel und

Der Weg zur Heimat.

Skizze von Bernhard von Eye, Leddenburg.

In der Lüneburger Heide, da sind die Wege so weit, da ist die Landschaft so still, da blühen die Heidelbeeren und summen die Honigbiene. Und für den, der da zu Hause ist, gibt es nichts Schöneres, als am Feierabend die Füße zum Herdfeuer zu strecken und sich auf den Speckpannchen vom herben Buchweizen zu freuen.

Und dort, wo das Heidekraut am höchsten und üppigsten blüht und der stachelige Ginster sich über die sandigen Fuhrwege reckt, woht ein biederer Schäfer mit seiner Frau und seinen Buben und Mädeln. Sechs Kinder, die gesund waren und immer guten Hunger hatten. Da gab es manchmal nur wenig zu beißen.

Der Schäfer hieß Heidebur und sein Liebling war der kleine Hans. Hans Heidebur war ein rechtes Heidekind, mit tiefen braunen Augen und wuscheligen Blondhaaren, gesenkt wie ein Eichkätzchen. Er schien dazu bestimmt, einmal etwas Besonderes zu werden. Darum sollte er zu seinem Onkel in Braunschweig, der kinderlos verheiratet war. Dann hatte der Schäfer Heidebur einen Professor weniger, und seinem Bruder, der nach einem Pflegekind suchte, war auch geholfen.

An einem schönen Sommertag kam der Handwerksmeister Heidebur aus der großen, schönen Stadt Braunschweig, um seinen Schübling abzuholen. Hans war eben zehn Jahre alt und konnte leidlich lesen und schreiben.

Die Mutter tat dem kleinen Hans am letzten Tage viel zugute. Der aber verschluckte tapfer seine Tränen. Aber es gab dennoch einen schweren Abschied.

Nach einem Marsch von zwei Stunden auf den weiten Heidewegen war glücklich der Bahnhof erreicht. Bald kam der lange Eisenbahnzug, von Hans wie ein Wunder angestaut. Doch da war keine Zeit zum Schauen, der Pflegevater hob ihn in ein Abteil, und als eben die Tür geschlossen war, begann die erste Fahrt des Heidejungen.

Nun muß niemand glauben, daß Hans gern in die weite Welt hinaufzehr. O nein, ihn hatte schon auf dem Wege zur Bahn das Heimweh erfaßt. Aber er blieb tapfer. Der Onkel war auch freundlich zu ihm. Der rauchte ebenso wie der Vater eine braune Pfeife und hatte eben solchen rauhen Bart wie der Vater. Diese Merkmale waren dem Heideknaben ein ganz kleines Stückchen Heimat.

Der Onkel ahnte nicht, warum der Hans so still und verträumt am Fenster saß, als der Zug durch die weite Heide schnaubte und ratterte. Hans dachte nämlich an den kleinen Däumling, von dem die Mutter ein so schönes Märchen erzählt hatte. Däumling war mit seinen Brüdern in den weiten Wald gebracht worden, weil zu Hause nichts mehr zu essen war. Und dieser kleine Held hatte vorher darum gewußt und blanke Kieselsteine auf den Weg gelegt, um nachher zurückfinden zu können.

Aber Hans Heidebur hatte einen viel weiteren Weg und hätte wohl verzagen müssen. Doch schon auf der nächsten Haltestelle kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er schnürte sein Blöndel auf, nahm ein Butterbrot, seinen Bleistift und ein Schreibheft.

„Was tuft du da, Hans?“ fragte der Onkel, wäh-

druckerkunst unter Führung der Gutenberg-Gesellschaft herauszugeben.

Den weitaus schwierigsten Punkt der Beratungen bildete die Frage der Finanzierung. Von Herrn Ullstein und von Herrn Generaldirektor Dr. Woelk wurde vor allem auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die der Deutsche Buchdrucker-Verein bei der Finanzierung des Internationalen Büros und überhaupt bei der Durchführung aller internationalen Arbeiten auf dem Gebiet des Buchdruckergewerbes bisher gehabt hätte. Generaldirektor Dr. Woelk wies ferner auf die vom Börsenverein herausgegebene „Geschichte des Buchhandels“ hin und auf die diesbezüglich vom Deutschen Buchdrucker-Verein eingeholte Auskunft des Börsenvereins, die sehr pessimistisch gehalten sei. Die Zahl der möglichen Interessenten bzw. Käufer eines solchen umfassenden Buches sei sehr gering. Private würden das Werk kaum kaufen.

Auch Herr Ullstein wies darauf hin, welche Schwierigkeiten sich allen internationalen Bestrebungen entgegenstellten, und daß beispielsweise Amerika sich weigere, finanziell an der internationalen Arbeit für das Buchdruckergewerbe teilzunehmen.

Direktor Dr. Ruppel versicherte, daß die großen Bibliotheken in der ganzen Welt — es gäbe insgesamt etwa dreitausend — das Werk kaufen würden. Die Organisationen des Buchdruckergewerbes müßten an der Finanzierung des Werkes mitwirken.

Die Gutenberg-Gesellschaft sei bereit, einen namhaften Betrag beizusteuern. Er sei sehr optimistisch gestimmt und glaube, daß weder die Durchführung der Arbeit, noch die Finanzierung Schwierigkeiten bereiten würden. Dr. Ruppel wies auf die Erfahrungen hin, die die Gutenberg-Gesellschaft mit der Herausgabe ihrer Bücher gemacht habe. Es sei ihr gelungen, aus den wichtigsten Kulturstaaten der Erde Mitarbeiter heranzuziehen. Er rechnet mit einer Auflage von 1500 Exemplaren.

Auch mit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft soll Fühlung genommen werden, um eine finanzielle Beteiligung an dem Werk zu erreichen.

Am Schlusse der Sitzung wurde eine Kommission gebildet aus den Herren Dr. Ruppel, Mainz, Dr. Luther, Greifswald, und dem Vorstandsmitglied des Deutschen Buchdrucker-Vereins Herrn Ullstein, Berlin, zur Ausarbeitung grundlegender Dispositionen, die einer zweiten Sitzung vorgelegt werden sollen nach Ablauf von etwa sechs Monaten.“

Zu diesem Protokoll sei nur nebenbei bemerkt, daß uns die Absicht der Gutenberg-Gesellschaft zur Herausgabe einer Buchdruckergeschichte bislang nicht bekannt war, ebenso wenig die Festschrift des Jahres 1925. Die Inangriffnahme dieses Werkes und die Einberufung dieser ersten Berliner Sitzung ist jedenfalls von unserer Gesellschaft in Pommern ausgegangen, was ausdrücklich betont sei.

(Fortsetzung folgt)

Über den Weg flatterten die Schmetterlinge. Wenn Emmer ihm ein Bier in den Weg lief, lachte er keinen Durst. Bei Leuten hier und dort bekam er oft Butterbrot. Und fragte ihn jemand, wo die Reise hinginge, sagte er nur: „Heimzul!“ Wenn immer die Nacht hereinbrach, fand er schon eine bescheidene Schlaftstelle: im Walde, in einem Glüterwagen, unter einer Brücke, irgendwo.

Als der Bahndamm endlich in die weite, duftende Heide führte, waren Hansens Schuhe zerrissen, Rock und Hose zerstört. Er schritt barfuß weiter, immer bahnenlang. Der Duft vom herben Heidekraut stärkte seinen Atem, das Summen der Hummeln und Immen beschlebte seine Schritte. Nach zwei Wochen in Sorgen und Entbehrungen fand er seinen letzten Weg von der Bahn zum Heimatdorf.

Die heute einsam sind.

Skizzen von Alfred Lucht.

Der Holunderbaum.

Damals, als nach langem Hin und Her der Beschluss gefasst worden war, den zum Umfallen müden Fachwerkstall durch ein neues, festes Gebäude abzulösen, schlich die Angst in das Herz der alten Lehrerfrau. Es zitterte um den Sagenbaum, den Bringer des Glücks. Immer wieder glitt von der Gartentonne aus der sorgende Blick zur Rückwand des Stalles, an der ganz dicht der Holunder grünte und mit seinen leichten Zweigen zärtlich das morsche Rohrach tätschelte.

Als dann grobe Männerfäuste mit langen, zerstörungswütigen Eisenhaken das alte Gebäude niederrissen, da stand die Frau schirmend vor dem Holunderbaum und schluckte geduldig von dem aufgewirbelten Staub. Die so lange von ihm beschützt worden war, wurde nun seine Hüterin.

Die ortsfremden Männer glaubten, die Nordwand des neuen Stalles nicht hochbringen zu können, ohne den Baum fällen zu müssen. Ein paar Flaschen Bier und einige Zigarren änderten jedoch ihre Ansicht im Handumdrehen. Nun brauchten nur noch einige Zweige entfernt zu werden. Und damit gab sich die Alte zufrieden.

In der nächsten Nacht hielten die Frau und der Holunder eine lange, stumme Zwiesprache. Dann durchschnitt sie mit einem haarscharfen Messer sicher und schnell die bezeichneten Zweige. Und der Vollmond, der kurz darauf über einem Wolkenfelsen aufstiege, hängte seinen glänzenden Silberschmuck in den heiligen Baum, zwischen dessen Blättern plötzlich eine Schnitte Brot war.

Die Männer sahen am Tage das Brot nicht. Sie hatten ja auch nicht gemerkt, daß sie bei der Grundsteinlegung ein wenig vom Mark dieses Sagenbaumes eingemauert hatten. Aber es schien ihnen, als ob ihre Arbeit besonders schnell und mühelos vorwärtschreite.

So stand dann bald der Bau fertig da. Die Handwerker verließen das stille Dörlein, und in das Herz der Frau kehrte nach und nach die Ruhe wieder ein. Auch in dem neuen Stall wurden, genau wie vordem, nach einem halben Jahr aus den kleinen, quetschenden Früchten fette, behaglich grunzende Schweine. Und der Händler zahlte wie sonst einen guten Preis. Da gewann die Frau die volle Gewissheit, daß der heilige Baum auch in allem anderen weiterhin ihr Glücksbringer sein würde . . .

Das alles liegt nun schon eine lange, lange Zeit zurück. Die Alte ruht längst von ihrer Erdenarbeit aus. Und es scheint, als habe sie die Kenntnis von der Wunderkraft des Holunderbaumes mit in ihr Grab genommen. Kein liebender Blick umfährt ihn mehr. Unter seinem Blätterdach liegt ein Gerümpel und Aschenhaufen, und ganz schmutzigbraun ist davon schon sein Stammende. Unbeachtet bleiben seine prächtigen, schneeweißen Blütenbüschel. Nur einmal im Jahr bekommt er flüchtigen Menschenbesuch, im Herbst. Dann reißen gierige Hände von den niedergezerrten Zweigen die schwarzblanke Beeren. Liebende Sorgfalt walzt nicht bei der Ernte, und den alten Segensspruch spricht dabei kein Mund mehr. Der Holunder aber grünt fort und fort und reckt sich Jahr um Jahr ein Stückchen höher hinauf in den Himmel. Von den Menschen mag er nichts mehr wissen . . .

Die Dämmerung zog schon herauf, als Hans zwischen dem Heidekraut sichtbar war. Seine Blondhaare leuchteten in der Abendsonne. Die Eltern waren froh und erschreckt zugleich. Die Geschwister stürmten ihm entgegen: „Hans ist wieder da!“

Ja, Hans war wieder da! Heidekraut und Ginster, Heidelbeeren und Brommelbeeren blühten und dufteten wie immer. Froh, wie nur ein Kind sein kann, umtanze Hans mit den Brüdern und Schwestern die einsame Heidehütte. Die Beschwerden der weiten Wege waren vergessen. Alles bitterliche Heimweh war ausgeweilt. Und er blieb auch fernherin der getreueste Sohn seiner Heideheimat und wünschte sich nichts anderes, als Schäfer und Bienenzüchter zu werden wie der Vater.

Wenn in stürmischer Wildheit die Oberfläche des Sees sich zu weißschäumenden Bergen und tiefdunklen Tälern formt, glücken hier die Wellen nur sanft an Ufer und Kahn. In ihm dämmert dann eine ganz, ganz schwache Erinnerung an längst vergangene, kampfdurchpulste Sturmtage herauf, und ganz leise klirrt die schwere Eisenkette die halb aufgetauchten, verbliebenen Bilder hinaus zu Schilf und Weiden und Erlen.

Wenn aber das große Himmelslicht seine goldenen Strahlen in das Tiefblau des stillen Wassers und das Grün der Pflanzen wirkt, steigen lebhaft und farbenprächtig die frohen Stunden der Vergangenheit in ihm auf. Dann vereint seine Erinnerung die vier prächtigen, kräftigen Bauerngestalten wieder zur gemeinsamen Fischweid. Und Fischzug reiht sich an Fischzug. Alle aber überstrahlt der große Fangtag, an dem der achtundzwanzigjährige Hecht nach aufregendem Kampf die Beute der vier Gesellen wurde. Und lustig schmettert der geschwätzige Erlenzeisig in den prangenden Sommertag, was er von dem stillfrischen Nacherleben des alten Kahns erlauscht hat.

Manchmal aber, wenn in warmen Nächten ein Südauch die ruhende Wasserfläche streicht, über die der Mond eine silberne Brücke gebaut hat, möchte ihm das Herz vor Wehmut zerspringen. Denn in einer solchen Nacht war's, als der angestaute Fluss langsam, langsam über seine Ufer brod und die schweißgebräkten Äcker und die softstrohenden Weizen verschlang und zu der großen Wasserfläche wuchs. Bald bauten die Menschen kleine Boote, die sich vor dem großen, weiten Wasser nicht fürchteten, und der alte Kahn bekam sein Ruheplätzchen. Leise weint er dann wohl in sich hinein, und aus dem nahen Busch schluchzt die Nachtigall mit ihm . . .

Der alte Kahn.

Ein lieblicheres Plätzchen unserer irdischen Gotteswelt als die kleine, flache Einbuchtung des Stausees hätte sich der alte Kahn zu seinem Stuhes nicht auswählen können. Umkränzt von flüssigem Schilf und raunenden Weiden und Erlen, umgeben vom gaukelnden Spiel samtweicher Schmetterlinge oder vom blühartigen Dahinziehen buntföhlernder Libellen liegt er in den Urstoffen Wasser und Erde. Lebensbehähende Vergänglichkeit und unvergängliche Ewigkeit reichen sich hier die Hände.

Altpommersche Hochzeitsgebräuche.

Ehen werden zwar im Himmel geschlossen; aber nicht selten sprechen dabei doch auch recht irdische Erwägungen mit. So ist's heute, so war's, als der Großvater die Großmutter nahm, und so war es auch schon bei den ältesten deutschen Einwohnern Pommerns. Die Heiraten erfolgten weniger nach den Neigungen der jungen Leute, als vielmehr nach dem Willen der beiderseitigen Eltern und nächsten Verwandten. Trotzdem oder vielleicht auch deswegen schlugen die Ehen im allgemeinen gut ein, und Zank und Unverträglichkeit waren selten. Ließ sich aber der Mann ausnahmsweise zu Tätschkeiten hinreissen, so geschah es heimlich, und die Frau suchte ihn noch obendrein damit zu entschuldigen, daß „ein unslogen Wiew (ungeschlagene Frau) as en unsolten (ungesalzener) Kohl“ sei. Mehr Friedfertigkeit kann man doch nicht verlangen!

Meist wurde die Braut aus der Verwandtschaft erwählt, und wegen der beiderseitigen Mitgift entstand in der Regel ein zäher und hartnäckiger Handel, bis man sich dann auf mittlerer Linie einigte. Einer wohlhabenden Braut gaben die Eltern etwa vier Pferde, vier Kühe und außer Leinenzeug und Bettten noch bares Geld nach Vermögen mit.

Die Hochzeiten feierte man gewöhnlich im Herbst, wenn in der Landwirtschaft wenig zu tun war. Sie begannen an einem Dienstag oder Donnerstag und dauerten stets mehrere Tage lang, abwechselnd im Hause der Braut und des Bräutigams. Zwei Tage vorher wurden zwei Knechte als Hochzeitsbitter ausgesandt, um die Gäste in althergebrachter Form einzuladen. Entsprechend geputzt, an Hut und Rock mit Blumensträußen geschmückt, so ritten sie auf den mit blankem Baumzeug gezierten besten Pferden des Hofs auf die Türe oder gar in die Stube der Einladenden und sagten einen langen Spruch in Versen, das Brautlied, auf.

Zur Trauung fuhr die Braut mit ihren Freunden auf einem großen, mit vier Pferden bespannten Wagen, auf dem vorn die Musikanten mit Dudelsack und Violinen saßen. Der Bräutigam kam mit allen ledigen Burschen des Dorfes hoch zu Ross. Die Braut ging schwarz gekleidet, später bei Wohlhabenden in Seide. Ihr Brautgürtel war aus Leder, mit silbernen vergoldeten Buckeln besetzt und wurde vorn durch eine silberne Kette zusammengehalten. Auf dem Kopfe trug sie eine Krone, fast wie eine Grenadiermütze hoch, Flitterpeil genannt, aus vergoldetem

Silber, mit silbernen Füllern geziert. Dazu gehörte ein langer Mantel aus seinem schwarzen Tuch.

Bei der Rückkehr von der kirchlichen Trauung fand die Gesellschaft das Hochzeitshaus verschlossen, und es wurde nun vor der Türe mit Brot und Bier der Willkomm geboten. Die Braut mußte zuerst aus dem Brot ein Stück herausheben, dann der Bräutigam und darauf alle übrigen Gäste. Das abgebrüste Stückchen Brot wurde nicht gegessen, sondern als segenbringend aufbewahrt.

Nach dem Hochzeitsmahl begann der Tanz stets mit dem „langen Reihe“. Der Brautdiener sah das weiße Tuch, das die Braut in der Hand hatte; die Mädchen bildeten eine Reihe und tanzten auf dem Flur mit vielen Windungen und Schwenkungen, wobei sie oft unter dem Tuch, das Brautdiener und Braut hielten, hindurchgingen. Darauf begann erst der allgemeine Tanz.

Am zweiten Tage der Hochzeit war die junge Frau noch in ihrem Brautschmuck; am folgenden Tage aber setzte sie die Haube auf und fuhr mit den Frauen zur Kirche, wo sie nach Absingung eines Vieches und nachdem sie das kirchliche Opfer dargebracht hatte, von dem Prediger mit einem Gebete eingegangen wurde. Eine zweite geistliche Feier fand auf dem großen Diele des Hauses statt, in deren Mitte ein gedeckter Tisch mit Lichtern aufgestellt worden war. Während die Männer nicht mit in die Kirche gingen, nahmen sie an der häuslichen Feier mit Gebet und Gesang teil.

Brendemühl.

Geschenke für das Heimatmuseum.

1. Eine Jamunder Frauenmühle und ein Jamunder Brusttuch, beides aus der Familie Hans Ott, Jamund, Bauernhof Nr. 23, stammend, geschenkt von Herrn Stellmachermeister Schwarz, Köslin, Grünstraße 30.

2. Ein „Wolfspeier“, richtiger wohl Hochzeitsbitter (Köstebitter-) Spiegel von Peter Ott, Jamund, 1782; geschenkt von Herrn Stellmachermeister Schwarz, Grünstraße 30.

3. Porträt des verstorbenen zweiten Bürgermeisters August Steinäcker, aufgenommen und geschenkt von Herrn Stadtarzt Dr. Heidelberg.

4. Ein Mädchentopf, Porträtsstudie, in Öl auf Holz gemalt, wahrscheinlich von Jurn, Köslin, geschenkt von Frau Engel, Köslin, Wilhelmstraße 37.